

# Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **202 (1923)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374663>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

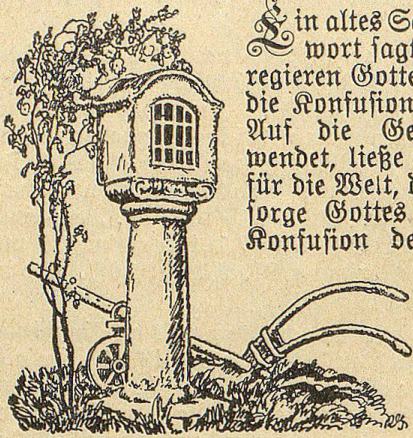
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Des Kalendermanns Weltumschau.



In altes Schweizer Sprichwort sagt: „Die Schweiz regieren Gottes Fürsorge und die Konfusion der Menschen.“ Auf die Gegenwart angewendet, ließe sich sagen: Gut für die Welt, daß es eine Fürsorge Gottes gibt; denn die Konfusion der Menschen ist überall nachgerade so groß geworden, daß die Welt in tausend Stücke gehen müßte, wäre jene Fürsorge nicht da. Statt etwas aufwärts, wie der Kalendermann hoffte, ist es seit der letzten Weltumschau überall noch mehr abwärts gegangen. Die Weltkrisis hat sich noch verschärft, und es gibt wohl kein Land, keinen Staat und kein Volk mehr auf der ganzen Erde, das von ihr in der einen oder anderen Form nicht in Mitleidenschaft gezogen wäre. Die Valutamisere ist noch schlimmer geworden. Wird den einen die schlechte Valuta zum Verhängnis, so den andern die hohe. Die Arbeitslosigkeit ist in vielen Ländern eher größer als kleiner geworden. Man schätzt die Zahl der Arbeitslosen in Europa und Amerika dormalen auf rund 10 Millionen, und im kommenden Winter können es noch mehr werden. Nach wie vor stocken Handel und Verkehr oder sind wenigstens lendenlahm. Das gegenseitige Vertrauen und das Vertrauen in die Lage ist noch mehr gesunken und die allgemeine Ratlosigkeit bis zu oberst hinauf noch größer geworden. Es ist zum „Gott's erbarm“. Sonst hatte es auch in trübsten Tagen immer noch einen Lichtblick gegeben; ein paar Sterne hatten stets noch geleuchtet; jetzt scheinen am politischen Welthimmel alle Sterne erloschen zu sein und wohin das Auge blickt, ist es dunkel.

An Bemühungen, die aus dem Geleise geworfene Erdkugel wieder in die alte sichere Bahn zu bringen, hat es wahrhaftig nicht gefehlt. Die gewiegtesten Köpfe der Welt in Politik, Finanz und Volkswirtschaft haben sich im Schweiße ihres Angesichtes abgemüht, rettende Wege aus dem furchtbaren Labyrinth zu finden. Umsonst. Nach der Konferenz der Siegerstaaten im März 1921 in London, von der in der letzten Umschau die Rede war, kam im Januar 1922 die Konferenz in Cannes (Südfrankreich). Sie gearb die Weltkonferenz in Genua im April-Mai, an der fast alle Staaten der Erde vertreten waren. Diese wiederum gearb die Konferenz im Haag (Holland). Dazu kam noch die Konferenz der Seestaaten in Washington behufs Abrüstung zur See. Konferenz über Konferenz.

In Cannes wollte der englische Ministerpräsident Lloyd Georges — heute unbestritten der größte Staatsmann der Gegenwart — die Lage damit ge-

funden, daß er 1. Deutschland eine Atempause zur Wiedererholung gewähren wollte, nachdem es sich gezeigt hatte, daß es auch beim besten Willen den Forderungen des Londoner Ultimatus nicht nachkommen konnte, und 2. wollte er, daß versucht werde, mit der russischen Sowietregierung in Beziehungen zu kommen, um Rußland wieder für den europäischen Wirtschaftskörper zu fruktifizieren. Aber weder das eine noch das andere wurde erreicht, und man mußte froh sein, daß es in Cannes nicht zu einem Bruche zwischen England und Frankreich kam. Es ergaben sich nämlich klaffende Gegenätze in den hauptsächlichsten Auffassungen der beiden Staaten. England wollte eine Politik möglichst Einlenkens Deutschlands gegenüber und der Konzessionen gegenüber Rußland, während Frankreich unerbittlich auf dem Standpunkt der Verträge bestand. Mit Ach und Krach brachte man dann doch eine zwar mehr scheinbare als wirkliche Einigung zustande, indem beschlossen wurde, die Konferenz in Cannes durch eine Weltkonferenz in Genua fortzusetzen, zu der alle Staaten — auch Deutschland und Sowietrußland — einzuladen, von der aber alle Fragen strengstens fern zu halten seien, die die deutschen Wiedergutmachungen berührten oder eine Revision des Vertrages von Versailles im Gefolge hätten. Bis zum Zusammentritt der Genuefer Konferenz gab es dann zwischen London und Paris einen allerliebsten Nadelstichkrieg und der Gisteleien die Menge. Die Presse der beiden Länder behandelte sich gegenseitig recht unliebenswürdig. Nachdem man Lloyd Georges vorwarf, er habe in Cannes seine Haltung beim Abschluß des Versailler Vertrages von 1919 verleugnet, veröffentlichte dieser sein Memorandum an Clemenceau aus jener Zeit, nach welchem er auch damals für erträgliche Friedensbedingungen für Deutschland eingetreten, in Cannes also nur sich selbst getreu geblieben ist. Man quittierte die für Paris etwas unbequeme Publikation mit dem Winke nach London, unter Umständen auch allein Sanktionen gegen Deutschland, wie z. B. die Besetzung des Ruhrgebietes, vorzunehmen, sofern dieses seine Verpflichtungen nicht erfülle. Wenn die Dinge dann gar zu rissig zu werden drohten, hielten die führenden Staatsmänner irgendwo wieder persönliche Aussprache, und der Welt wurde nachher verkündet, in allen wesentlicheren Punkten sei volle Übereinstimmung erzielt worden, eine Behauptung, die bald genug von den Tatsachen wieder Lügen gestraft wurde. Mag man sich auf welche Seite immer stellen, hat man zu wünschen, daß die Dinge zwischen England und Frankreich nicht aus dem Leim gehen, sonst wäre der Weltwarrwar noch größer und das Weltelend noch ärger. Gibt es doch schon jetzt Unglücksraben, die von einem kommenden englisch-französischen Kriege phantastieren, ohne daran zu denken, daß ein solcher Krieg bei jetziger Lage auf den definitiven Untergang von Europa hinauslaufen müßte.

Am Ostermontag trat die Konferenz in Genua zusammen. Eine imposantere Versammlung hatte die Welt noch nie gesehen, nicht, was die Zahl der vertretenen Staaten, nicht, was die Bedeutung der entsandten Vertreter betrifft; sie übertraf noch weit die Genfer Eröffnungsversammlung des Völkerbundes. Auch Deutschland und Sowjetrußland waren erschienen, das erstere vertreten durch Reichszkanzler Wirth und den Minister des Auswärtigen Rathenau, das letztere durch den Außenminister Tschitscherin. Es war das erste Mal seit 1914, daß deutsche Staatsmänner wieder als gleichberechtigt an einer internationalen Staatenkonferenz erschienen. Wirth sowohl als Rathenau wußten sich schon bei ihren ersten Reden eine sehr sympathische Beachtung der Konferenz zu erobern, die dann freilich eine starke Abkühlung erfuhr, als wenige Tage darauf bekannt wurde, daß unmittelbar vor der Konferenz zwischen Deutschland und Sowjetrußland ein Wirtschafts- und Handelsabkommen getroffen worden war. Viele erklärten das Abkommen als Schutz in den Rücken der Konferenz von Seite Deutschlands, und eine Weile schien darob die ganze Konferenz ins Wanken zu geraten. Aber schließlich beruhigte man sich wieder etwas. Die Schweiz war vertreten durch die Bundesräte Dr. Motta und Dr. Schulthess. Sie haben ihr Land nicht bloß würdig, sondern geradezu mit Auszeichnung vertreten und besonders war es Motta, der sich eine wirkliche und überaus sympathische internationale Geltung zu verschaffen wußte. Eine klaffende Lücke wies die Konferenz auf, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die heute die Weltführung haben, daran nicht aktiv teilnahmen. Was aber wurde an ihr erreicht und was nicht erreicht? Nicht erreicht wurde eine raschere Abklärung der deutschen Frage, konnte auch nicht erreicht werden, weil die Vertretung Frankreichs mit Sperberblicken darauf achtete, daß sie nicht angeschnitten wurde. Nichts erreicht wurde ferner in der russischen Frage wegen der Hinterhältigkeit und Zweideutigkeit der Vertreter Sowjetrußlands und dann auch wegen einer berechtigten Annahmefähigkeit Frankreichs und

Belgiens in der Frage der Anerkennung des Privateigentums. Erreicht wurden eine ganze Anzahl Beschlüsse und weitläufige Resolutionen über Wirtschaftsfragen, die Fragen betreffend Devisen und Valuten, betreffend die Staatsschulden und Staatskredite, betreffend Zoll und Verkehr usw., alles ganz vortreffliche und sehr weise Rezepte, die nur den einen Fehler haben, daß sie mit Erfolg erst dann angewendet werden können, wenn wieder ein „besserer Wind“ weht und das Vertrauen wieder zurückgekehrt

ist, wofür zurzeit jegliche Aussicht fehlt. Im ganzen ging es in Genua wie in Cannes. Man war herzlich froh, die Konferenz zu einem anständigen Ende zu bringen und die Russenfrage an eine Spezialkonferenz von Experten im Haag zu verweisen.

Zurzeit, da wir diese Zeilen schreiben, tagt man im Haag, aber unter verzweifelt schlechten Aussichten. Die Sowjetrussen verlangen einen Milliardenkredit von den andern Staaten, um die Wirtschaft wieder in Gang bringen zu können und dem größten Elend zu steuern. Die anderen Staaten sagen: Ehe ihr überhaupt einen Kredit bekommt, müßt Ihr 1. die russischen Staatsschulden, die vor dem Kriege und im Kriege gemacht wurden, anerkennen; 2. die Ausländern geraubten Güter, Fabriken und sonstigen Werte zurückgeben oder vergüten, und 3. alle Garantien geben, daß die Ausländer frei und ungehindert in



Papst Pius XI.

Eurem Lande dem Erwerbe obliegen können unter voller Sicherheit ihres Privateigentums. Die Russen wollen aber von der Anerkennung der früheren Staatsschulden Rußlands nur etwas wissen, wenn die Ententestaaten die Schulden oder Kosten übernehmen, die Sowjetrußland durch die verschiedenen großen Aufstände gegen dasselbe durch die Generale Denikin, Wrangel usw. erwachsen, welche Aufstände von den Ententestaaten unterstützt wurden, und gegen die anderen Bedingungen haben sie der Ausflüchte und Verlausulierungen die schwere Menge. Wie es da selbst bei gutem Willen eine Einigung geben soll, ist schwer ersichtlich. Zudem waltet das Mißtrauen, daß Sowjetrußland einen allfälligen Kredit doch nur für seine Riesenarmee verwendete. Den Kalender-

mann edelt dieses endlose Herumzerren der Russenfrage am grünen Tisch, während in Rußland zu gleicher Zeit täglich zehntausende von Männern, Frauen und Kindern buchstäblich Hungers sterben, eher an.

Etwas besser abgeschnitten hat die Konferenz von Washington. Sie hat wenigstens eine nicht ganz unwesentliche Abrüstung der Großflotten der Seemächte erreicht und das verrückte Dreadnoughtfieber etwas gedämpft. Es wäre noch bedeutend mehr erreicht worden, wenn sich Frankreich nicht auch da wieder hochbeinig gezeigt und nicht Forderungen gestellt hätte, die keinen Ueberschuß an Vertrauen zu England enthielten. Wahrscheinlich wäre in Washington auch etwas in der Abrüstung zu Lande erzielt worden; hierin ließ aber Frankreich schon gar nicht mit sich reden. Und doch bildet die allgemeine Abrüstung zu Lande eine der ersten Voraussetzungen, wenn Europa wieder gesunden soll. Daran hätte Frankreich selber das allergrößte Interesse; denn auch seine Wirtschaft wackelt bedenklich, nachdem der französische Franken Mitte Juli nur noch 40 Rp. wert war.

Genug der Konferenzen. Sie alle zusammen: Cannes, Genua, Washington, Haag rufen dem Kalendermann das alte christliche Wort in Erinnerung: „Wo der Herr nicht baut, bauen die Bauleute umsonst.“ Wird aber der Herr bauen helfen, wenn die Bauleute, hier die Konferenzführer, nicht endlich einen wirklich christlichen Geist bekunden und betätigen?

Es war vorhin von der französischen Valuta die Rede. Ein Wort von der Valuta überhaupt. Seit der letzten Kalenderumschau ist es damit nicht besser, sondern weit schlechter geworden. Um Mitte Juli herum waren an der Basler Börse zu kaufen in Schweizergeld: 100 französische Fr. für 40 Fr., 100 deutsche Mark für 97 Rp., 100 italienische Lire für 22 Fr., 100 belgische Franken für 38 Fr., 100 österreichische Kronen für 2 Rp., 100 ungarische Kronen für 32 Rp., 100 rumänische Franken für 4 Fr., 100 polnische Mark für 1 Fr. Nun denke Dir, lieber Leser, den ganzen ungeheuren Wirtschaftskrach, der in diesen Zahlen liegt, seine Tiefe und seinen Umfang; denke auch, welches die Lage der Schweiz sein würde, wenn ihre Hundertfranken-Banknote auch nur noch 1 Fr. oder 90 Rp. oder gar nur 2 Rp. wert wäre. Wenn in der letzten Kalenderumschau gesagt wurde, Deutschland und Oesterreich würden zu zwei riesigen Armenhäusern werden, tritt dies nun buchstäblich ein; in Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien ist es nicht viel besser. Und in Rußland? Da ist es Armenhaus und Zuchthaus dazu. Und da soll Europa in absehbarer Zeit wieder blühen? Ausgeschlossen.

Einige allgemeine Besserung kann nur eintreten, 1. wenn man Deutschland eine ausgiebige Erholungsfrist gewährt — 3 bis 5 Jahre — und es während dieser Zeit von der Bezahlung der Barentschädigungen dispensiert, und 2. wenn die Vereinigten Staaten mit ihren enormen Mitteln Europa großzügig zu Hilfe eilen. Um eine solche Erholungsfrist, Moratorium genannt, ist Deutschland im Juli bei der Entente eingekommen. Bis es zu einer groß-

zügigen Hilfe der Vereinigten Staaten kommt, müssen diese erst wieder Vertrauen in die europäischen Dinge erhalten, und dieses kommt erst, wenn Deutschland anständig behandelt wird, Frankreich bereit ist, energisch abzurufen und die von ihm besetzte deutsche Zone zu räumen und wenn eine raschere soziale Beruhigung eintritt. So lange Europa Pulverfaß ist, werfen die Vereinigten Staaten keine Milliarden hinein. Aber selbst wenn die beiden obigen Voraussetzungen erfüllt werden, darf man nicht den sofortigen Eintritt guter Zeiten erwarten. Hierzu wird es auch dann noch Jahre und Jahre bedürfen. Aber wenn es nur wieder einmal sicher aufwärts geht, wenn auch fürs erste herzlich wenig, so wird ein ganz anderer und besserer Zug in die Welt kommen.

Der Völkerbund hatte letztes Frühjahr einen hübschen Erfolg zu verzeichnen, indem es dem Vertreter desselben, Alt-Bundesrat Dr. Calonder (Graubünden) gelang, in der Teilung Oberschlesiens zwischen Polen und Deutschland eine leidliche Lösung zu erzielen, eine bessere als erwartet wurde. Bis aber die zustandekommenen Abkommen Fleisch und Blut angenommen haben, wird es noch manche Reibereien und Zwiste absetzen, und Herr Calonder wird noch manche harte Nuß zu knacken bekommen. Er nimmt nun nämlich auf mehrere Jahre Wohnsitz in Oberschlesien als ständiger Kommissär des Völkerbundes mit einem Jahresgehalt von 120,000 Fr. Viel Geld; aber man riskiert auch das Leben an diesem Posten, wenn es gelegentlich wieder unruhiger in Oberschlesien wird. Bei den Vergleichen wegen den Mandsinseln und wegen Oberschlesien hat es sich gezeigt, daß aus dem Völkerbund etwas sehr Brauchbares werden kann.

Bewegte die europäische Politik sich in der Zeit dieser Umschau in Hauptfragen, Ereignissen und Erscheinungen, so auch die Politik der meisten größeren Einzelstaaten, die von jener auch innerpolitisch stark beeinflusst wurden. Ueber sie stolperten starke Regierungen und scheinbar sattelfeste Ministerpräsidenten. So mußte in Frankreich die Regierung Briand, die von den Franzosen sehr zu Unrecht als nachgerade allzu nachgiebig gegen Deutschland und — England befunden wurde, einem Ministerium des abgetretenen Präsidenten der Republik Poincaré weichen, der die ganze Starrköpfigkeit eines richtigen Lothringers besitzt, mit der er aber schließlich kein Loch in den Weltlauf rennen wird, sondern eher in den eigenen Schädel und in jenen Frankreichs. In Italien ist vorläufig eine Regierung de Facta und Schanzer am Ruder, zwei besonnene, kluge Politiker, die die italienische Politik im Kielwasser der englischen zu halten trachten zum großen Aerger Frankreichs. Im Inneren Italiens ist es noch immer nicht am besten bestellt. Die Extremen unter den Sozialisten und die Extremen unter den Nationalisten, die Faschisten, leben fortwährend auf gegenseitigem Kriegsfuß und zetteln bald da, bald dort blutige Ausschreitungen mit Mord und Brand an. In Oesterreich hat man den Prälaten Dr. Seipel, frühern Universitätsprofessor, einen katholischen Geistlichen von hoher staatsmännischer

Begabung, an die Spitze der Regierung berufen, nachdem die sozialdemokratischen Staatsweisen den Wagen der jungen Republik auf das Gländeste verfuhrwerkelt hatten. Wenn gesagt wurde, man habe Dr. Seipel gerufen, damit er als Geistlicher dem sterbenden Oesterreich die Sterbefakramente reiche, so war das nicht bloß eine geistreiche Bosheit, sondern es steckte auch ein Korn bitterer Wahrheit darin. Denn man ist seit dem Frühling 1922 keinen Monat mehr sicher, daß Oesterreich nicht gänzlich zusammenbricht. Gleich ist es auch bei Deutschland, wo sich Dr. Wirth als Reichskanzler zwar immer noch halten konnte, die Dinge aber ebenfalls rapid dem Abgrunde zurollen. Aehnlich wie Erzberger ist im Juni der tüchtige Außenminister

Rathenau ermordet worden und der frühere Vizekanzler Scheidemann entging nur wie durch ein Wunder demselben Schicksal. Zu dieser bösen Atmosphäre gesellte sich noch der katastrophale Marktsturz, der die städtische und Industriebevölkerung zum Verzweifeln bringt und im deutschen Norden die hochrote Flut neu anschwellen ließ. Im Süden ist der Gegensatz zum Norden wieder sehr zugespitzt worden und man ist nicht sicher, ob nicht schon in naher Zeit in Bayern wieder die Monarchie hergestellt wird. Die Stimmen mehren sich, die auch einen bevorstehenden

Zusammenbruch Deutschlands verkünden. Es brauchte nur des Zusammenbruchs Deutschlands und Oesterreichs oder auch nur eines derselben, und die ganze Lage wäre über Nacht wieder eine so ernste wie nur je, nicht am wenigsten für unsere liebe Schweiz, die damit von einem Tag auf den andern vor sehr heikle und gefährliche Probleme gestellt werden könnte. Sieht die europäische Lage schon jetzt über die Maßen schlecht aus, so kann es in einigen Monaten noch schlechter bestellt sein. Mit gleicher Wucht des Bangens wie jetzt ist die Frage: „Wie soll das enden?“ noch nie vor Schreiber dies aufgetaucht, auch in den schwersten Tagen des Krieges nicht.

England hat Irland Freiheit und Selbstständigkeit gegeben, wovon die Iren aber zunächst einen eben-

so unwürdigen als verderblichen Gebrauch machen und sich gegenseitig in einem wilden Bürgerkrieg bekämpfen. Es scheint aber, als werde das vernünftige Element siegen, was sehr zu wünschen wäre, soll das irische Volk nicht alle bisherigen Sympathien in Europa verlieren. In Bälde werden in England die Neuwahlen ins Parlament stattfinden. Es wird sich dann zeigen, ob Lloyd Georges, der das Szepter der englischen Politik seit sieben Jahren in so genialer Weise, aber auch mit einer in England seit Jahr-

hunderten nicht mehr dagewesenen Eigenmächtigkeit führt, oben auf bleiben wird. An Opposition, und zwar aus einflussreichen Kreisen, fehlt es dem „Diktator“ in letzter Zeit wahrlich nicht. Aber seine Großzügigkeit läßt sich dadurch nicht beirren. So hat er auch die ägyptische Frage mit der Gewährung eines Vollmaches von Selbstständigkeit an das ägyptische Volk erledigt. Bleibt er am Ruder, dürfte ihm auch eine ähnliche Lösung der noch viel wichtigeren indischen Frage gelingen. Im neuen Polenreiche gehen die Dinge noch einen recht funterbunten Weg; die Staatsfinanzen stecken tief im Sumpf und geraten dadurch noch tiefer hinein, daß die Notenpresse immer neue Milliarden Banknoten drucken muß; betreffend die Ernennung von Regierungen ist eine Art Anarchie eingerissen; ein starker



Landammann und Nationalrat Arthur Eugster †.

Zug zeichnet sich aber in der Politik des Präsidenten der Republik, Marschall Pilsudski, ab, die konsequent auf einen Staatenbund von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer als Schutzwall gegen Rußland hinsteuert.

Rußland selber ist heute asiatisiert, soweit es überhaupt noch staatliches Lebenwesen ist und nicht in den Zuckungen des Hungertodes liegt. Wohl regieren noch die Trotzki und Konsorten — Lenin ist totkrank — aber das kommunistische System liegt am Boden und das Regiment stützt sich lediglich noch auf die Armee oder, besser gesagt, auf Kriegshorden. Was dann wird, wenn das Geld fehlt, auch diese zu füttern und zu lohnen, weiß kein Mensch. Was aber von den Zuständen aus den russischen Hungerpro-

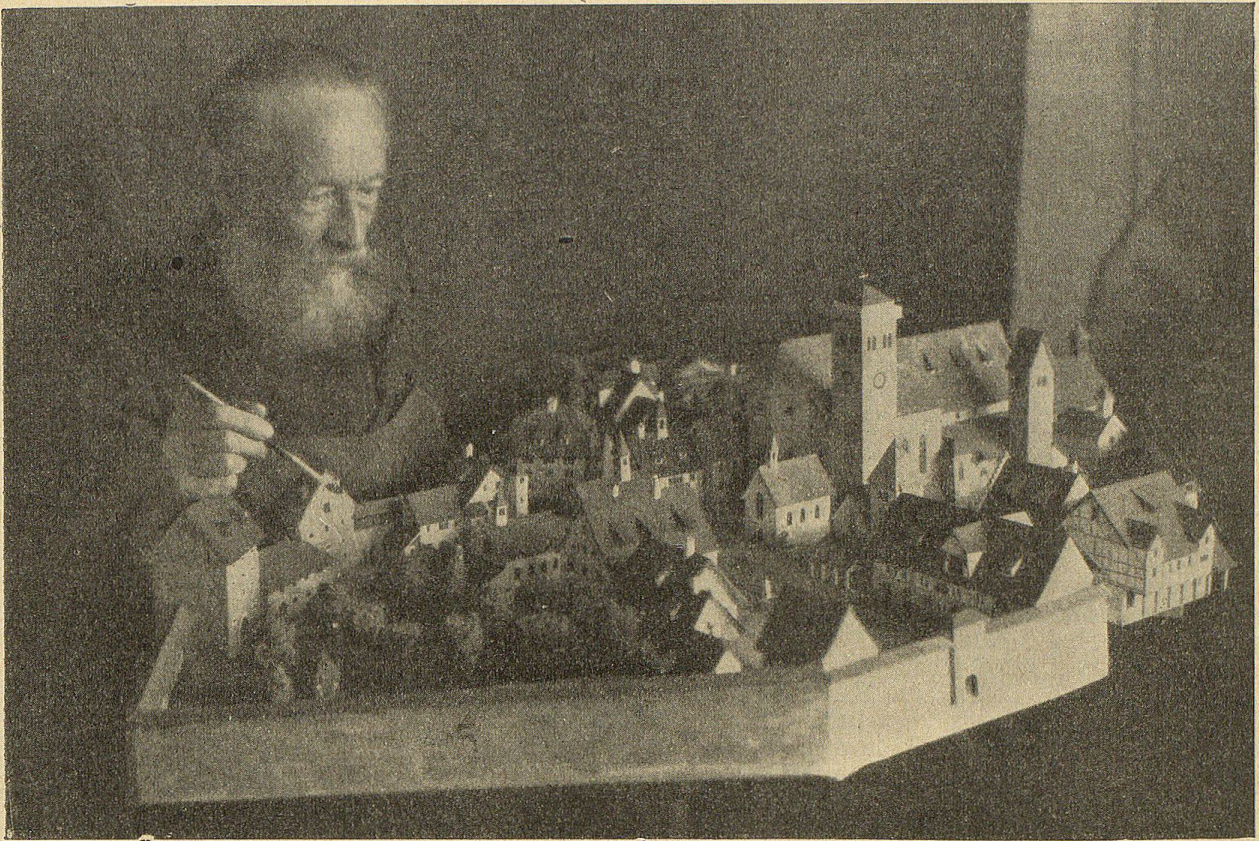
vingen berichtet wird, schreit zum Himmel. Zu tausenden sterben täglich Menschen, vor allem Frauen und Kinder, dahin; zu tausenden liegen Sterbende auf den Straßen herum, zu hunderten unbeerdigte Leichen, und die Fälle, wo das Fleisch der Leichen von den Hungernden gefocht und verschlungen wird — amtlich beglaubigte Fälle — sind nachgerade erschreckend zahlreich geworden. In Kleinasien sind die Christenmorde wieder einmal an der Tagesordnung, und es hat den Anschein, als ruhten die Türken nicht, bis die letzten christlichen Armenier, die letzten christlichen Griechen auf ihrem Gebiet ausgerottet sind. Europa hat den starken Arm verloren, diesen Scheußlichkeiten Einhalt zu tun.

O du mein glückliches Schweizerland. Gewiß auch es hat dormalen seine großen Sorgen und schweren Lasten. Staat und Volk, Bund, Kantone und Gemeinden haben sie. Die Stockung in Industrie, in Gewerbe und Handel, der für die Bauern so böse Milchpreisabschlag, und für tausende und tausende von Arbeitern immer noch ganze oder teilweise Arbeitslosigkeit, Verluste über Verluste, Einbußen über Einbußen an einer Anzahl früher bester Kapitalwerte, dazu immer drückendere Steuern. Die Aufgaben fangen an, Bund, Kantonen und Gemeinden über den Kopf zu wachsen. Hunderte von Millionen sind der Arbeitslosenfürsorge und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zugewendet worden — man weiß bald nicht mehr, wo das Geld noch hernehmen für diesen Zweck — Duzende und Duzende von Millionen wurden der Landwirtschaft zugehalten zur Förderung des einheimischen Getreidebaues, zur Wiederflottmachung des Käseexportes usw., und alles „hüßt“ nicht. Im Volke herrschen Verdrossenheit und Unzufriedenheit und eine wachsende Lust zum Denzettel-Austeilen nach oben. Zum letztern möchten viele für's Erste die am 24. September zur Abstimmung kommende „Lex Häberlin“ oder das sogenannte Umsturzgesetz ausersehen. Gewiß, sie ist nicht besonders „gmösig“, aber der Umsturz ist noch viel weniger „gmösig“. Zu sagen ist auch, daß unsere jetzigen Umsturzartikel äußerst mangelhaft sind, indem sie nur Handhaben gegen den Täter, nicht aber gegen den Urheber der Tat bieten, nur Handhaben gegen die armen Teufel von Verheßten und Verführten, nicht aber gegen den schuldigen Verheßer und Verführer im Hintergrund. Das ist ein sehr ungerechter Zustand. Dem hilft die sogenannte „Lex Häberlin“ ab. Der Kalendermann würde die Verwerfung dieses Gesetzes nicht verstehen, trotzdem er nicht übermäßig dafür begeistert ist. Wird es verworfen, lachen jene in die Faust, die im November 1918 den Bund mit dem „roten Staatsstreich“ auf den Kopf stellen und den Bundesrat zum Ruckuck jagen wollten. Kein Freund des Appenzeller Kalenders wird unter der „Lex Häberlin“ je das Kleinste zu leiden haben, und wenn unsere Sozialdemokraten sie als „Zuchthausgesetz“ verschreien, paßt dieser Name viel eher auf das deutsche Umsturzgesetz, das sozialdemokratische Väter hat. Viel gewettert und räsonniert wird schon seit einiger Zeit, daß der Bundesrat angeblich zu wenig Rückgrat gegenüber dem

Auslande, speziell gegenüber Frankreich an den Tag lege, vor welchem letzterem er in der Genfer Zonenfrage und in der Rheinschiffahrtsfrage kläglich zu Kreuz getrocknet sei. Wir wollten nur hören, was die gleichen Kritiker gesagt hätten, wenn der Bundesrat in diesen Fragen es auf einen Konflikt mit Frankreich hätte ankommen lassen. Sie würden alsdann den Bundesrat wohl als „verrückt“ erklärt haben. Das ganze bezügliche Geschrei entbehrt des Ernstes und jeder Sachkenntnis. Es genügte, daß der Bundesrat diese Fragen bis fast an die Grenze von Konflikten verfolgte, das hat er getan, und damit war es auch genug, umso mehr als in der Zonenfrage eine für die Genfer — und die Zonenfrage berührt nur sie — ganz erträgliche Lösung gefunden wurde und die Schweiz mit der neuen Lösung der Rheinschiffahrtsfrage kaum schlechter, möglicherweise sogar besser abschneidet als mit der von ihr vorgeschlagenen Lösung. Die kommende Zeit wird eine bewegte sein für unsere Bürgerschaft. Ende Oktober kommen die Nationalratswahlen, im Frühjahr 1923 wahrscheinlich die Abstimmung über das Genfer Zonenabkommen und die „Lex Schulthess“, etwas später dann die Abstimmungen über die Vermögensabgabe-Initiative und die Zollinitiative. Es wird viel politische Bewegung und Unruhe absetzen, aber schließlich alles in Minne ausgetragen werden. In Tat und Wahrheit haben wir Schweizer, wenn wir die gegenwärtigen Zustände in fast allen Ländern der Welt in Vergleich ziehen, auch heute noch allen Grund, dem lieben Gott aus tiefstem Herzensgrund zu danken, daß er unser liebes Schweizerland so wunderbar betreut. Danken wir ihm auch dafür? Das mächtige Wiederaufleben der schweizerischen Festsuche, wie sie schon vor dem Kriege nicht zu unserem Ruhme grassierte, gehört kaum zu diesem Dank.

Wie gewohnt, beendet der Kalendermann seinen Gang auch diesmal dort, wo er selber nun auch bald landen wird, nämlich beim — Friedhof.

Ein völliges Weltauffehen verursachte im Januar der unerwartete Tod von Papst Benedikt XV., des großen Friedenspapstes, welcher Ehrentitel ihm mit Recht gegeben wurde und mit dem ihn dereinst auch die Geschichte schmücken wird. Nicht lange nach Beginn des Weltkrieges — damals Kardinalerzbischof Marquis della Chiesa von Florenz — wurde er auf den Stuhl Petri erhoben. Seit Beginn seiner Kirchenregierung setzte er eine unermüdete und gewaltige Tätigkeit für die heilige Sache des Völkerfriedens und für die Milderung der Kriegsleiden und Kriegsgreuel ein. Noch auf dem Sterbebett war sein Gebet: „Herr, so es dir gefällt, nimm mein Leben als Opfer für den Frieden unter den Völkern.“ Als sein Nachfolger wurde zirka 12 Tage später vom Kardinalkollegium Kardinalerzbischof Ratti von Mailand gewählt, der sich den Namen Pius XI. gab. Stammte sein Vorgänger aus uraltem, vornehmerem gräflichem Geschlecht, ging Pius XI. aus einer einfachen und bescheidenen Fabrikwerkmeistersfamilie in Oberitalien hervor, die es sich nie träumen ließ, daß eines ihrer Glieder dereinst zur höchsten Würde der katholischen Christenheit berufen sein würde. Als junger



Architekt Salomon Schlatter † (an einem Teil seines großen Modells von „Alt St. Gallen“ arbeitend.)

Briefter kam Ratti als Professor an das Mailänder Priesterseminar, an dem er selber auch studiert hatte, wurde später Bibliothekar der Ambrosiana in Mailand, als welcher er sich in der Gelehrtenwelt bereits einen Namen machte, und kam noch später als Bibliothekar an die vatikanische Bibliothek, die berühmteste der Welt, wo er in öftere Berührung mit Papst Benedikt kam. Dieser entdeckte bald in seinem gelehrten Bibliothekar auch eine ganz ungewöhnliche staatsmännische-diplomatische Befähigung, und als es den Posten eines Nuntius im Polenreiche zu besetzen galt, fiel die Wahl auf Ratti, der auch diesen Posten mit hoher Auszeichnung versah. Von Polen berief ihn der Papst auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand unter Erhebung zum Kardinal. Der neue Papst dürfte im Geiste seines großen Vorgängers regieren und alles daran setzen, den Völkerfrieden zu festigen, die dermalige Verwirrung zu entwirren und die Völkerleiden zu lindern. Schon als Student in Mailand kam Pius XI. in nähere Beziehungen zu Schweizern, indem am dortigen Priesterseminar stets auch eine Anzahl Schweizer Theologie studieren und zwar an Freiplätzen, die schon der große Karl Borromäus für sie gestiftet hatte. So war der verstorbene Dekan Kellenberger in Goldach einer seiner liebsten Studienfreunde. Der jetzige Papst brachte vor Jahren einmal bei ihm in Goldach seine Ferien zu, von wo er einen Ausflug ins Appenzellerländli machte. Als Seminarprofessor war er auch Lehrer der Schweizer

und hat ihrer stets in treuer Anhänglichkeit gedacht. Der Bibliothekar der Ambrosiana entfaltete sich bald auch als ganz hervorragender Alpinist und kühner Bergsteiger, und sein Name zählte zu den ersten unter den Alpinisten Italiens. Geradezu Aufsehen machte seine Monte Rosa-Tour, für die er einen der schwierigsten Wege wählte. Dabei rettete er seinem Führer, der in einem bösen Couloir ausglitt, unter eigener Lebensgefahr das Leben. Der neue Papst ist also auch ein Kenner unserer südlichen Alpenwelt und Kenner der Schweiz und Schweizer überhaupt. In einer Ansprache hat er unseres Volkes und unserer Behörden mit besonderer Auszeichnung gedacht.

Weitab von seiner Heimat starb auf der Insel Madeira in Nordwestafrika Kaiser und König Karl von Oesterreich-Ungarn im blühendsten Mannesalter. Man mag über diesen unglücklichen Fürsten urteilen wie man will, anerkennen wird man müssen, daß sein ganzes Sinnen und Trachten während seiner 2 $\frac{1}{2}$  jährigen Regierungszeit nur dem Frieden und dem Wohle seiner Völker galt und daß er als Herrscher und Mensch turmhoch über seinen Nörgelern und Verleumdern stand. Nach dem zwar heldenhaften, aber tragischen Flug mit seiner edlen Gattin Zita von Zürich nach Ungarn und dem Mißlingen der Wiedereinnahme des ihm zustehenden ungarischen Königsthrones, hatten die Ententemächte das Königspaar in Funchal auf der Insel Madeira internieren lassen. Infolge der ungesunden

dortigen Wohnungsverhältnisse zog sich der König eine Grippe zu, der er erlag. Er starb mit einem Segenswunsch für seine Völker auf den Lippen. Wenn einst die Augen der Welt nicht mehr täglich mit Bangen am Kurzschedel hangen und wieder mehr Raum für idealere menschliche Gefühle da ist, wird man auch König Karl und Königin Zita gerechter werden und das sittliche Heldentum erfassen, das sich um ihre Namen webt.

Unsere Schweizertoten. Da drängt sich vor allem der Name Vandammann. Nationalrat Eugster von Speicher auf. Der Kalendermann hat den Verstorbenen gekannt, als er noch ein junger, froher Student war, und schon damals fesselte ihn die vornehme, ritterliche Gestalt und sein freundlichsten Wesen. So blieb er, eine Natur, die man lieben und achten mußte, ohne daß sie darum zu werben brauchte. Nach vollendeten theologischen Studien hielt es ihn nicht lange beim pfarrherrlichen Stande; es zog ihn zur staatlichen Wirksamkeit. Das Außerrhodenvolk kam diesem Drange entgegen, indem die Landsgemeinde ihn in die Regierung berief, später ihn auch mit der Würde des Vandammanns betraute und ihn je und je in einhelliger Wiederwahl in seinem Amte bestätigte. Die Geradheit und Tüchtigkeit seines Wesens kam auch da zum schönsten Ausdruck. Er wußte Außerrhodern auf den Bahnen eines gefunden und besonnenen Fortschrittes zu halten und zu erhalten unter vollem Verständnis der Appenzeller Eigenart. Er war stolz auf sein Appenzellertum und dieses auf ihn. Als ihn Außerrhodern auch in den schweizerischen Nationalrat entsandte, wurde er bald eines der angesehensten und einflußreichsten Mitglieder im Räte schweizerischer Nation, der ihn in der Folge auch zu seinem Präsidenten erkor. Während des Krieges betraute ihn der Bundesrat mit der heiklen Mission der Inspektion der Kriegsgefangenenlager in Deutschland, welchen Auftrag er in ehrenvollster Weise erledigte, die ihm nicht bloß den Dank des Bundesrates, sondern auch der fremden Regierungen erwarb. Als man ihn noch bei besten Kräften wähnte, wurde er von einem heimtückischen Leiden überfallen, bis der Tod als Erlöser an ihn herantrat, viel zu früh für sein Land und sein Volk. Vandammann Arthur Eugster wird in der Geschichte der Landammänner von Außerrhodern als eine ragende Gestalt fortleben.

Ein anderer warmer Freund des Appenzellerlandes ist in Architektur Salomon Schlatter von St. Gallen dahingeshieden, ein Sproß des alten St. Galler Stadtbürgergeschlechtes der Schlatter. Man darf ihn als Bahnbrecher einer neuen heimatkünstlerischen Architektur in der Ostschweiz bezeichnen. Die Bauten, die nach seinen Plänen geschaffen wurden, sind in einer genialen Weise auf ihre landschaftliche Umgebung und deren Eigenart abgestimmt. Schlatter war da ein wahrer Heimatkünstler, und man hätte nur gewünscht, es wäre ihm vergönnt gewesen, ein ganzes, großes Dorf nach seinen Plänen zu bauen. Wäre das schön, traulich und heimelig geworden. Unvergessen sei auch seine Freundschaft und freundschaftliche Betätigung für appen-

zellischen Heimatschutz, für die Erhaltung gut appenzellischer Art und seine treue und wertvolle Mitarbeit am Appenzeller Kalender.

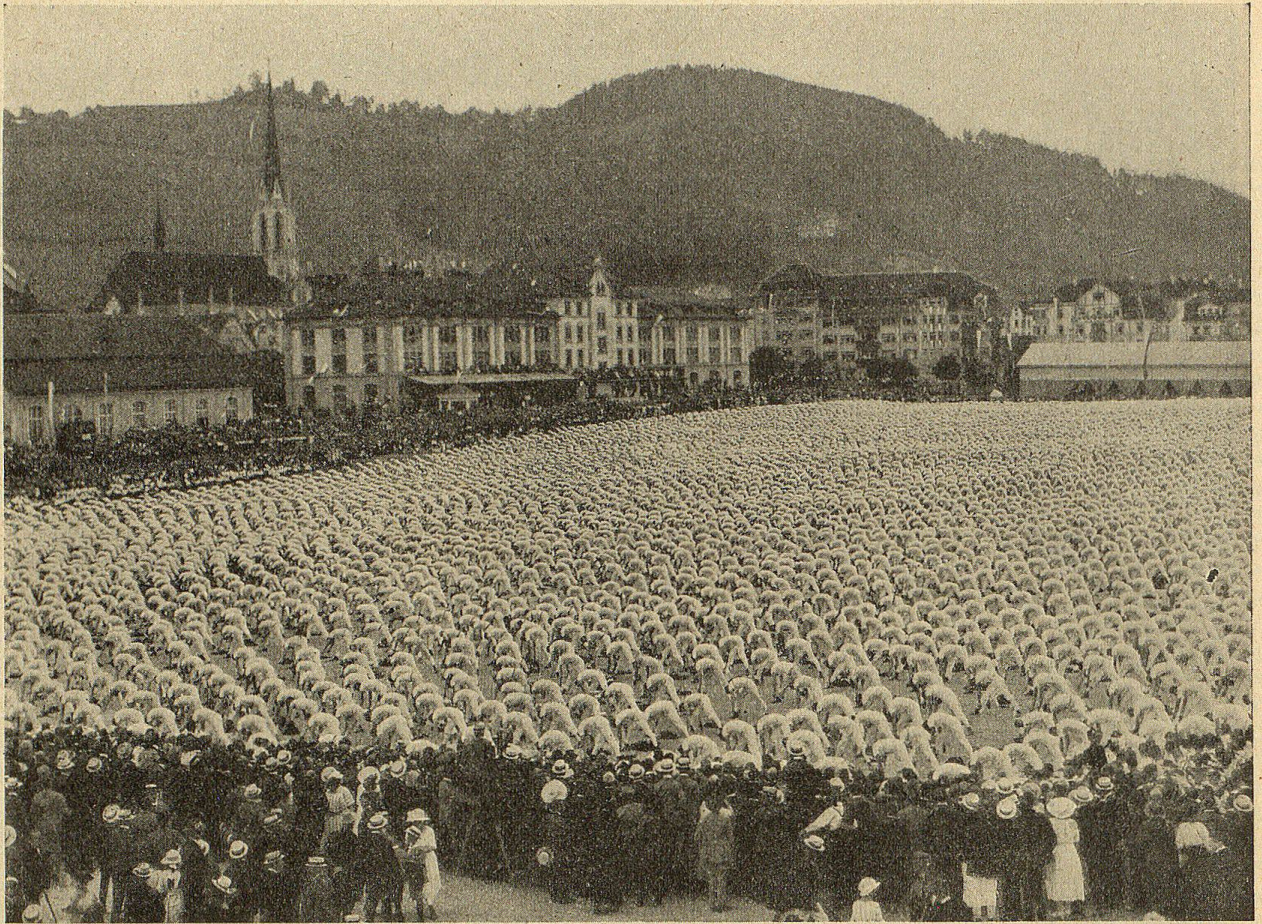
Auch in den Kreis schweiz. Staatsmänner hat der Tod manche schmerzliche Lücke gerissen. Minister Dr. Alfred v. Planta von Reichenau ist ihm zum Opfer gefallen, kaum daß sein einziger Sohn begraben war, an dessen Sterbelager er von Berlin herbeigeilt war. Mit ihm ist einer der verdientesten Eidgenossen der Gegenwart von hinnen geschieden, der seinem Kanton Großes geleistet als Präsident der Rhätischen Bahnen, seinem Vaterlande Großes als eines der hervorragendsten Mitglieder des Nationalrates, noch Größeres dann als Gesandter der Schweiz in Rom und Berlin während der schweren Kriegsjahre und der nicht weniger schweren unmittelbar nach dem Kriege. Mit alt Bundesrat Dr. Ludwig Forrer hat uns eine der markantesten Gestalten unter den schweizerischen Staatsmännern der letzten Jahrzehnte verlassen, der in der Geschichte als einer der mächtigsten Führer der schweiz. freisinnigen Partei, als ein ebenso streitbarer als schlagfertiger Parlamentarier und als während des Weltkrieges rückgratstarkes Mitglied des Bundesrates fortleben wird, desgleichen auch als Schöpfer des ersten eidgenössischen Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes, der sogen. „Der Forrer“, die zwar vom Schweizervolk seinerzeit verworfen wurde, in manchen Punkten dennoch zu erstrebendes Ideal bleiben wird. In den dahingeshiedenen Ständen der Ären Lepli-Thurgau und Heer-Glarus, sowie in Nationalrat Thelin-Waadst ehren wir überaus wackere Mitglieder der Bundesversammlung, für das Wohl ihrer Heimatkantone und der Eidgenossenschaft treu besorgte Männer, in Thelin dann auch noch eine der hervorragendsten Gestalten des schweiz. Schützenvereins, in Heer wiederum einen um das schweiz. Krankenversicherungswesen und die glarnerische Volkshistorie hochverdienten Mann. Der Kanton Zürich hatte den Hinschied des Oberst, alt Regierungsrat Jakob Bleuler-Hüni zu beklagen, lange Jahre hindurch einer der tüchtigsten Regierungsmänner, das Vorbild eines kantonalen Magistraten und als hoher Offizier eine Zierde der schweizerischen Armee. Eine solche war auch der verstorbene Oberst Schlaßbach von Bern, dessen Hinschied in den schweizerischen Offizierskreisen allgemein betrauert wurde.

Industrie und Verkehr beklagen den Tod des Stickerie-Großindustriellen und -Kaufmann Leopold Fflé in St. Gallen und des Generaldirektors der Bundesbahnen Otto Sand von St. Gallen in Bern. Leopold Fflé gehörte Jahrzehnte hindurch zu den angesehensten Stickerieindustriellen in der Stadt St. Gallen, sowohl was die industrietechnische und qualitative Leistungsfähigkeit als was die humane und noble Behandlung der Angestellten und Arbeiter anbetrifft. Die künstlerische Hebung der Stickerieindustrie lag ihm zeitlebens am Herzen. Als wissenschaftlicher Kenner und Sammler der Stickerieen war Leopold Fflé eine wahre Autorität und seine Privatsammlung von Stickerieen aller Gattung und aller Jahrhunderte ist wohl die wertvollste ihrer Art in





1) Professor Dr. Andreas Häusler †, Basel; 2) Generaldirektor Otto Sand †, Bern; 3) Minister Dr. Alfred v. Planta †; 4) Ständerat Gottfried Heer, †, Glarus; 5) Regierungsrat Oberst Bleuler-Hüni †, Zürich; 6) Kanonikus Jung †, St. Gallen; 7) Landesmuseumdirektor Dr. Angst †, Zürich; 8) Ständerat Oberst Thelin †, Lausanne; 9) Ständerat Dr. Otto Nepf †, Frauenfeld; 10) Leopold Fie †, St. Gallen; 11) Wilhelm Balmer †, Kunstmaler, Basel; 12) Oberstdivisionär Schlapbach †, Bern; 13) Musikdirektor Rich. Wiesner †, St. Gallen; 14) Dr. Hans Huber †, Basel; 15) Musikdirektor Wilhelm Sturm †, Biel.



Vom eidg. Turnfest in St. Gallen: Allgemeine Uebungen, an denen sich über 10,000 Turner beteiligten.  
 Photogr. „Helios“ St. Gallen.

weiten Landen. Generaldirektor Ing. Otto Sand hatte seine praktische Eisenbahnschule noch unter seinem Onkel Wirth-Sand, dem seinerzeit allmächtigen Generaldirektor der Vereinigten Schweizer Bahnen gemacht, der auch seinem Neffen gegenüber ein gestrenger Leiter war. Er hat als Generaldirektor der S. B. B. seinem Lehrmeister alle Ehre gemacht.

Am Grabe von Kanonikus Jung in St. Gallen trauerte nicht bloß die katholische, sondern die christliche Arbeiterschaft. Er war der Mann der christlich-sozialen Tat und als solcher bahnbrechend wie kein zweiter. In seiner Jugend eine Weile armer Kädlerbub, war er mit dem Arbeiterdasein und der Arbeiterseele vertraut. Christlichsoziale Gewerkschaften, Kurse, Kassen, die Genossenschaftsbank, Lebensmittelgenossenschaften und Arbeiterinnenheime z. ehren ihn als ihren Gründer.

Die schweizerische Rechtswissenschaft stand am Grabe ihres großen Seniors, des Professor Dr. Andreas Häusler von Basel, eines Rechtsgelehrten und Rechtslehrers von internationalem Rufe. Sein Name rangiert ebenbürtig neben den Größten der Basler Großen im Reiche der Wissenschaft, neben den Burckhardt, Merian usw. Eine Blume sei auch auf das Grab von Generalkonsul

Dr. Angst in Zürich, des ersten Generaldirektors des Schweiz. Landesmuseums, gelegt. Hatte Dr. Angst schon Verdienste an seinem Zustandekommen, so noch mehr daran, daß es wurde, was es ist, eine Weile unter seinesgleichen, eine ehrwürdige Stätte schweizerischer Heimatkunde und eine Quelle schweizerischer Heimatliebe. Die schweizerische Malerei verlor in Wilhelm Balmer von Basel einen sehr tüchtigen Künstler, der Bedeutendes im heimatischen Bilde schuf. Frau Musika trauert um drei ihrer besten Söhne in der Schweiz, um die Musikdirektoren Wilhelm Sturm, Biel, Richard Wiesner, St. Gallen, und Dr. Hans Huber, Basel. Wer in der Ostschweiz hätte nicht vom Direktor der St. Galler „Harmonie“ Wiesner gehört, wer nicht den Mann mit dem feinen Künstlerkopfe gekannt, der so manches schöne, liebe Lied gebar. Dr. Hans Huber von Basel aber war ein Großer, ein leuchtender Stern auf dem Gebiete profaner und kirchlicher musikalischer Kompositionen. Einzelne von seinen Werken dürften noch nach Generationen fortleben und Menschenherzen erbauen und erfreuen. Die diesmalige Umschau sei mit den Schlußworten einer Komposition Hubers beschlossen:

„Domine, dona eis pacem. Herr, gib ihnen den ewigen Frieden.“